

EchORäume des SchOCKs

Wie uns die Corona-Zeit verändert
Reflexionen Kulturschaffender und Kreativer



Eine Anthologie
Herausgegeben für die
Friedrich-Ebert-Stiftung
von Franziska Richter

INHALT

- 6** **VORWORT**
Franziska Richter

- 13** **I WIE DIE CORONA-ZEIT KUNST UND KULTUR
VERÄNDERT**

- 14** **HOW LONG IS NOW?**
Peggy Mädler

- 20** **QUARANTÄNEBERICHT**
Manaf Halbouni

- 26** **20 TAGE**
Salome Dastmalchi

- 34** **DAS VIRUS UND ICH**
Gülin Mansur

- 40** **WIE KÜNSTLERISCH TÄTIG SEIN**
Saskia Ackermann

- 46** **DER NACHHALL DES SCHOCKS**
Carsten Brosda

- 52** **STADTBIBLIOTHEKEN IM SOG DES CORONA-VIRUS?**
Barbara Lison

- 58** **WENIGER RÜCKSPIEGEL, MEHR FERNLICHT**
Dieter und Peer Mia Ripberger

- 66** **ICH GLAUBE AN DIE CHANCE, DIE IN VAGHEIT LIEGT**
Andrea Schmidt

- 72** **EIN GEWALTIGER DREISPRUNG FÜR ORGANISATIONEN
UND UNTERNEHMEN**
Thomas Mühlnickel

- 78** **VERMUTUNGEN ZUR NEW-NORMAL-KULTUR**
Michael Schindhelm

- 85** **II WAS UNS FOTOS ÜBER DIESE ZEIT ERZÄHLEN**
Corona-Foto-Tagebücher
- 86** **UNSICHERHEIT UND VERSTÄNDNIS**
Andreas Rost
- 100** **ALLTAG ERLEBEN UND FOTOGRAFIEREN**
Jürgen Matschie
- 121** **III WELCHE LEHREN WIR AUS DER KRISE ZIEHEN KÖNNEN**
- 122** **CORONA UND DAS HOPPELPOPPEL-DILEMMA**
Hanka Kliese
- 126** **DAS MAß ALLER DINGE**
Jagoda Marinić
- 130** **SIE LEIDET. ER DEUTET**
Tanja Dückers
- 136** **HYGIENE-INSPEKTION**
Annett Gröschner
- 142** **WIE SICH STRUKTURELLER RASSISMUS IN DER CORONA-KRISE ZEIGT**
Ferda Ataman
- 146** **WER WILLST DU GEWESEN SEIN?**
Jasmin Mittag
- 152** **DIE WELT DER SORGE**
Leander Scholz
- 158** **MIT STARKEM HERZEN DIE WELT VERÄNDERN**
Judith Döker
- 164** **KULTUR IM ANTHROPOZÄN**
Davide Brocchi
- 172** **CORONA-ANGST IN AUFBRUCH VERWANDELN**
Olaf Zimmermann
- 178** **KULTURELLE GRUNDVERSORGUNG SICHERN**
Martin Rabanus
- 184** **KONSEQUENZEN AUS DER KRISE**
Michelle Müntefering

VORWORT

ÜBER DIE „ECHORÄUME DES SCHOCKS“

Franziska Richter

Echo bedeutet „Widerhall“. Dieser entsteht, wenn Schallwellen an einem Hindernis reflektiert werden und diese Reflexion als ein separates Hör-Ereignis wahrgenommen werden kann. Ein Echo kann somit auch als Resonanz auf ein Ereignis aufgefasst werden. Im Frühjahr 2020 erreichte die Corona-Pandemie auch Deutschland. Covid-19 löste große Schallwellen aus, die wiederum ein großes Echo nach sich zogen.

Die 25 Beiträge dieser Anthologie von Kulturschaffenden und Kreativen machen dieses Echo hörbar: Sie zeigen den Widerhall dieser Zeit auf – in den persönlichen Erfahrungen und Umgangsweisen mit der Pandemie, aber auch in den gesellschaftlichen Auswirkungen der Corona-Krise und den damit verbundenen Herausforderungen. Im Fokus der Aufmerksamkeit dieser Anthologie stehen die Ereignisse seit dem Lockdown im März bis Ende Juni 2020.

Die Autorinnen und Autoren berichten von Ereignissen aus Politik und Gesellschaft, erzählen von Ängsten und Hoffnungen in ihrem Alltag im Ausnahmezustand. Sie reflektieren die enormen „Schallwellen“ durch das Coronavirus und vermessen den Schock, der insbesondere im Kulturbereich sehr groß war und immer noch anhält.

Denn: Der Kulturbereich wurde von den Folgen der Corona-Pandemie sehr hart getroffen. Seit März mussten alle Veranstaltungen im öffentlichen Raum abgesagt werden, Orte der Kultur und der Begegnung mussten schließen. Zahlreiche Künstlerinnen und Künstler, Kultureinrichtungen, Unternehmen der Kultur- und Kreativwirtschaft und Kulturvereine gerieten dadurch in existenzielle Not.

Viele Kulturschaffende und Kreative haben versucht, in den letzten Wochen und Monaten sichtbar zu bleiben: mit dem Streamen von Wohnzimmerkonzerten, Lesungen und Theaterinszenierungen, aber auch mit vielen neuen kreativen Vermittlungs- und Darbietungsformen im digitalen Raum, die auch Solidarität für andere Kulturschaffende ausdrücken sollten.

Für die Kulturschaffenden war es schmerzlich zu erleben, dass „Kultur“ keineswegs als „systemrelevant“ eingeschätzt wurde. Während Sportverbänden und Religionsgemeinschaften schon Lockerungen zugestanden wurden, blieben Kunst- und Kulturstätten weiterhin geschlossen.

Die Texte dieser Anthologie greifen diese Aspekte in vielfältiger Form auf und eröffnen auf diese Weise Räume zur Reflexion. Wie Echoräume bieten auch sie Foren der Auseinandersetzung mit den Fragen, wie Kunst und Kultur durch die Corona-Zeit verändert werden und welche Lehren wir daraus ziehen können und müssen.

Die Friedrich-Ebert-Stiftung möchte in ihrer Arbeit eben diese Foren der Begegnung und des Austauschs stärken. In unseren politikberatenden kulturpolitischen Fachtagungen beleuchten wir mit Akteuren aus Kultur und Politik die Rolle von Kunst und Kultur in der Gesellschaft und gehen der Frage nach, wie eine Kulturpolitik zu gestalten ist, die Kunst und Kultur Freiräume gewährt und sie zugleich als Orte gesellschaftlicher Reflexion unterstützt.

Im April dieses Jahres war die 7. Kulturpolitische Jahrestagung der Friedrich-Ebert-Stiftung geplant – mit dem Thema „Kultur(Politik) als Aufruf! Gestaltung gesellschaftlicher Räume und Erkundung von Zukunft“. Wir wollten danach fragen, wie Kunst und Kultur zur Stärkung des gesellschaftlichen Zusammenhalts und zur Auseinandersetzung mit Populismus und Fremdenfeindlichkeit beitragen kann.

Kurz vor dem Versand der Einladung kam jedoch die Nachricht, dass ein Lockdown zur Eindämmung der Corona-Pandemie erforderlich ist. Dies bedeutete nicht nur die Absage dieser Tagung, sondern aller weiterer geplanten Veranstaltungen – zunächst bis Ende April.

Wie für viele andere Arbeitnehmer_innen bestanden für mich als Referentin für Kulturpolitik die nächsten Wochen vor allem aus Homeoffice, Homeschooling und einem kompletten Umdenken und Experimentieren mit neuen Formaten, die Begegnung und Austausch im digitalen Raum ermöglichen sollten.

In dieser Zeit war es mir sehr wichtig, mit anderen in Verbindung zu bleiben. Und so bat ich die eingeladenen Referentinnen und Referenten der Kulturpolitischen Jahrestagung, ihre Gedanken zu den folgenden Fragen mit mir und den anderen Kulturschaffenden und Kreativen zu teilen:

- Was lernen wir bereits jetzt aus der Corona-Krise? Wie können wir „Wandel denken“? Welche gesellschaftlichen Veränderungen und Neubewertungen wünschen Sie sich für die Zeit „nach Corona“?
- Was haben Sie in der letzten Zeit – und unter den aktuellen Rahmenbedingungen durch Corona – für sich und Ihren künstlerischen Arbeitsprozess erfahren? Wie verändert die Zeit der Quarantäne Ihren künstlerischen Prozess?
- Was hat sich in der Zeit der Corona-Krise bewährt und sollte mit in die „neue“ Normalität genommen werden?

Die Antworten kamen unmittelbar – in Form von Auszügen aus Corona-Tagebüchern, kurzen Einschätzungen zur aktuellen Situation und auch Ausblicken, welche Bedeutung diese besondere Zeit für unser künftiges Miteinander haben könnte.

Schnell wurde deutlich, dass es bei diesem Thema viel zu diskutieren und gesamtgesellschaftlich zu verhandeln gibt. Die Idee, aus all diesen Texten eine Anthologie zu gestalten und den Kreis der Autorinnen und Autoren zu öffnen, war geboren und schnell in die Tat umgesetzt.

Entstanden ist so vier Monate später ein sehr berührendes, inspirierendes und authentisches Dokument dieser Zeit. Mein herzlicher Dank geht an dieser Stelle an alle Autorinnen und Autoren dieser Anthologie! Die Texte haben eine sehr unterschiedliche Form, Zugangsweise und Gestaltung. In ihrer Diversität und Erfahrungstiefe sind sie ein großer Schatz.

Viele Beiträge erhalten ganz persönliche Reflexionen zu den Erfahrungen in dieser Zeit. Es sind auch Analysen zu lesen, die sich mit der Frage beschäftigen, welche Konsequenzen wir aus der Corona-Zeit ziehen sollten. Einige Beiträge nehmen

eine neue Perspektive ein und entwerfen Chancen für ein neues solidarisches und demokratisches Miteinander. Nicht zuletzt wird auch die wichtige Frage behandelt, wie Kunst und Kultur in und nach der Corona-Zeit gefördert bzw. gestärkt werden können.

Neben den Texten sind auch Auszüge aus Corona-Foto-Tagebüchern enthalten. Den Fotografen Andreas Rost und Jürgen Matschie bin ich sehr dankbar, dass ich ihre Arbeiten in das Buch aufnehmen konnte, da dadurch neue Sichtweisen in Bildern ergänzt werden können.

Ich danke auch meinem Kollegen Severin Schmidt für die Möglichkeit, sein Foto vom Mai dieses Jahres als Coverbild für die Anthologie zu verwenden: der leere Gang eines Hotels mit Essenstabletts vor den Türen. Ein Raum, der von Einsamkeit zu erzählen vermag, aber auch von wohltuender Stille und Neugier auf das, was hinter den Türen liegt. Dieser Gang verweist aber auch auf den „Schock“, der uns alle ereilt hat und uns dazu gezwungen hat, den Weg mit allen Unsicherheiten weiterzugehen. Niemand weiß, wann sich eine Tür öffnen wird, die es uns ermöglicht, diesen Weg wieder zu verlassen. Unweigerlich kommen dabei Fragen auf: Welche Türen werden wir am Ende des Gangs vorfinden? Wie lange werden die Türen verschlossen bleiben, wann werden sie sich öffnen? Wie sehen die Räume hinter den Türen aus und wie wollen wir sie gestalten?

Kunst und Künstler_innen können bei der Suche nach Antworten wichtige Wegmarkierer_innen und Begleiter_innen sein. So hat es Saskia Ackermann, eine Stipendatin der Friedrich-Ebert-Stiftung, in ihrem Text formuliert: „Gesellschaftlicher Wandel wird nicht von Kunst allein bestritten, doch er ist angewiesen auf den Freiraum künstlerischen Denkens und Handelns als Ort der Inspiration und Impulse.“

Ich wünsche allen Texten dieses Bandes, dass sie bei den Lesenden ein starkes Echo hervorrufen. Dass sie Eindrücke verstärken, berühren und so auch zu Reflexionen und zum Handeln anregen.

Und Ihnen, wertgeschätzte Leserinnen und Leser, wünsche ich eine anregende und erkenntnisreiche Zeit mit den „Echoräumen“!

Berlin, Juli 2020

Franziska Richter



Franziska Richter ist die Herausgeberin dieser Anthologie. Sie verantwortet als Fachreferentin die Arbeitsbereiche Kultur und Politik sowie Politik in Ostdeutschland in der Friedrich-Ebert-Stiftung.

(Foto: © Jens Schicke)

1

**WIE DIE
CORONA-ZEIT
KUNST UND
KULTUR
VERÄNDERT**

HOW LONG IS NOW?

Dr. Peggy Mädler

Inzwischen hat der Ausnahmezustand bereits eine Geschichte. Ich kann auf den Anfang zurückschauen und ich erinnere mich an das Gefühl des Loslassens. An mein anfängliches Aufatmen. Ich hatte ein volles Jahr hinter mir, mit vielen Veranstaltungen, Lesereisen, Theaterproduktionen, Seminaren und Texten, die es innerhalb kurzer Zeit vorzubereiten oder zu schreiben galt. Gerade erst war ich aus Weimar zurückgekehrt, wo ich im Rahmen der Weimarer Reden über mögliche Landschaften der Zukunft nachgedacht hatte, über den Wandel als Grundbedingung unserer Existenz und zugleich über die Fähigkeit des Menschen – im Gesellschaftlichen wie im Privaten – Kontinuitäten herzustellen und Erfahrungen der Vergangenheit in die Gegenwart und Zukunft mitzunehmen.

In den ersten Tagen des Lockdowns stellte sich also zunächst ein Gefühl der Entschleunigung ein. Eine Vorfreude auf mehr Muße, Familienzeit und Rückzug an meinen Schreibtisch. Ich erinnere mich an das lange Vorlesen am Bett meiner Tochter – nicht ein Kapitel und dann Licht aus, sondern drei Kapitel oder sogar vier – denn was macht es für einen Unterschied, ob das Kind eine Stunde früher oder später schläft, wenn am nächsten Morgen nicht der Wecker für die Kita klingelt? Wir malten zusammen Bilder aus und pflanzten Tomatenkerne ein. Der Anfang war wie eine Auszeit, ein Innehalten – im sonst so rasanten Alltag.

Inzwischen sind die Tomatenpflanzen bereits 30 bis 40 Zentimeter groß und mein Alltag ist wieder dicht gefüllt. Im Kalender steht zwar nur noch die Hälfte der Aufträge drin – Gastspiele und Workshops wurden abgesagt oder verschoben –, aber diese Hälfte an Arbeit macht mir zugleich auch doppelt so viel Arbeit. Laut Kalender und Einkommen arbeite ich derzeit Teilzeit, doch mein Körper und Geist vermehren Überstunden. Die anfängliche Entschleunigung ist einer neuen Belastung gewichen: der Koordination von Homeoffice und paralleler Kinderbetreuung, der Absprache von Video-Konferenzen, die mein Mann mit seinen Schüler_innen, ich mit meinen Kolleg_innen und Student_innen, wir als Familie mit den Eltern bzw. Großeltern und Freund_innen führen, der Übersetzung von bereits vorbereiteten Seminaren oder Veranstaltungen in den digitalen Raum. Weder diese Übersetzungen ins Digitale noch die Kinderbetreuung noch das Familienmanagement zeitlicher, räumlicher und technischer Ressourcen werden dabei entlohnt.

Es gibt die Momente, in denen ich mich dennoch sehr privilegiert fühle. Diese Momente gab es schon vorher, aber in den letzten Wochen bekommen sie eine alltägliche Gestalt: Meine Eltern sind halbwegs gesund und zu zweit. Der Vater meines Mannes dagegen lebt seit dem Tod seiner Frau allein und hat Parkinson. Ich lebe mit meiner Familie zusammen – in einer Wohnung, in der es neben Küche und Bad noch drei weitere Räume gibt, ein Zimmer für das Kind, ein Wohnzimmer, das zugleich Arbeitszimmer ist, und ein Schlafzimmer, in dem man zur Not ebenfalls arbeiten kann, wobei die Internetverbindung eigentlich nur im Wohnzimmer gut funktioniert. Ich bin es als Freiberuflerin gewohnt, Arbeit und Zeit selbst zu strukturieren und ich bin es gewohnt, von zuhause aus zu arbeiten. Noch habe ich Aufträge und damit ein Einkommen. Und wir haben eine kleine Datsche auf dem Land, dahinter beginnt der Wald, den wir zu Fuß oder mit dem Fahrrad erkunden, wenn uns zu Hause die Decke auf den Kopf fällt.

Der Wald ist so trocken, mitunter weht mich schon jetzt der Geruch von Hochsommer an, dann schmerzt das Knistern der trockenen Nadeln und abgefallenen Äste bei jedem Schritt in den Ohren. Das Kind lernt an einem gesammelten Bündel Holz, das es in den Ofen der Datsche wirft, wie lichterloh diese Trockenheit brennen kann. Schon im April Waldbrandstufe vier – wie lange überleben Kiefern und Buchen ohne Wasser? Und wie schaffen es die Buchen dann doch, wieder neu auszutreiben? „Schau doch nur, wie hellgrün alles ist“, ruft mir meine Tochter vom Fahrrad aus zu und auch ich bin geblendet von dem Farbenspiel.

Es gibt die Momente, da bin ich müde von der Vorstellung, dass nach Corona vielleicht alles so weitergeht wie zuvor, dass wir unsere gewohnte Art des Wirtschaftens und Lebens einfach wieder hochfahren, einschließlich Flugverkehr, vollgestopfter Straßen und Kreuzfahrtschiffe, dass es keine Gehaltserhöhungen und keine besseren Arbeitsbedingungen für die doch immer schon systemrelevanten Berufe geben wird, dass die Supermarktverkäuferin weiterhin nicht wissen wird, wie sie sich mit ihrem Lohn eigentlich noch eine Wohnung in der Berliner Innenstadt leisten soll, und das, obwohl sie neuerdings neben ihrer Kasse auch noch all die Selbstbedienungskassen im Auge behalten muss, die sie nicht in ihrer Arbeit entlasten, sondern lediglich dem Konzern helfen, Personalkosten

zu sparen. „Früher hatten wir drei besetzte Kassen in Stoßzeiten hier, jetzt sitze ich allein an einer Kasse und bin dazu verantwortlich für die fünf Selbstbedienungskassen und mein Lohn ist um keinen Cent gestiegen.“

In manchen Momenten bin ich vielleicht auch wütender als sonst über soziale Ungerechtigkeit in unserem reichen Land, etwa, wenn mein Mann mir aufzählt, wie viele seiner Schüler_innen keinen Computer und keinen Raum zum Lernen haben, und ich später im Radio höre, dass Unternehmen staatliche Hilfen beantragen und gleichzeitig Dividenden ausschütten. Oder wenn ich lese, dass in den letzten Wochen gerade mal 47 geflüchtete Kinder aus griechischen Lagern in Deutschland aufgenommen wurden, während mich der ARD-Nachrichtensprecher zugleich auffordert, wieder mehr zu konsumieren. Ich will aber nicht wieder mehr konsumieren! Es gibt diese Momente eines fast trotzigem Widerstands in mir. Vielleicht liegt es daran, dass der Ausnahmezustand einen Wandel plötzlich vorstellbar macht, überlege ich mit Freund_innen, denen es ähnlich geht – und dann kann es sein, dass wir in Video-Konferenzen plötzlich davon träumen, die Runden Tische von 1989/90 genau jetzt in dieser Zeit zu reaktivieren, um gemeinsam in sämtlichen gesellschaftlichen Bereichen abzuwägen, welche Veränderungen und welche Kontinuitäten wir für die Zukunft eigentlich wollen und denken können.

Und dann gibt es jene Momente, da wünsche ich mir nichts mehr, als dass mein Leben wieder so ist wie zuvor. Da sehne ich mich nach der Zeit, in der ich mich *nach* der Arbeit auf das Kind freue und *nach* der Familienzeit wieder auf die Arbeit, da sehne ich mich nach den analogen Veranstaltungen, nach Begegnungen mit Freund_innen und den selbstverständlichen Umarmungen. Mitunter muten mir schon jetzt Filme, in denen sich Menschen auf der Straße umarmen oder sich zur Begrüßung die Hand geben, seltsam historisch an. Ich weiß inzwischen die digitalen Möglichkeiten besser zu nutzen als vorher, das schafft Erleichterung, aber ich weiß auch: Die digitale Kommunikation ist mir kein Ersatz für soziale Nähe – und sei es an der Kasse des Supermarktes. Einer der Runden Tische in meiner Vorstellung müsste sich also auch mit der Frage beschäftigen: Wie soll eigentlich unsere digitale Zukunft aussehen und wie viel Analoges wollen wir uns darin bewahren?

Es gibt die Momente, in denen ich beeindruckt bin von bestimmten politischen Entscheidungen oder mich ein solidarisches Handeln zuversichtlich stimmt. Ich bin erleichtert, dass in den Regierungsansprachen der Kanzlerin keine Kriegsmetaphern auftauchen wie in den Regierungserklärungen anderer Länder. Es gibt die Momente, in denen mir bewusst ist, wie viel gerade menschliches Leben gilt und zugleich ist es schwerer auszuhalten, wie schnell es diesen Wert außerhalb von bestimmten nationalen und kontinentalen Grenzen verliert. Es gibt die Momente, in denen ich mich frage, wie meine Tochter in ein paar Jahren diese Zeit erinnern wird.

How long is now steht an der Fassade eines Wohnhauses geschrieben, an dem ich „normalerweise“ einmal die Woche auf dem Weg zur Arbeit vorbeikomme. Wenn man mit dem Fahrrad zügig an diesem Haus vorbeifährt, ist Gegenwart nur ein Moment oder vielmehr der Übergang von einem Moment zum anderen. Gerade habe ich den Satz noch an der Fassade gelesen und wenige Sekunden später ist er eine Erinnerung in meinem Kopf.

Nun ist es schon Wochen, sogar Monate her, dass ich an dem Haus vorbeigekommen bin. Inzwischen fühlt sich Gegenwart mitunter sehr lang an. Manchmal muss ich mich regelrecht daran erinnern, dass Gegenwart aus immer wieder neuen Momenten besteht.

Berlin, Mai 2020



Dr. Peggy Mädler ist freie Autorin und Dozentin. Als Dramaturgin arbeitet sie mit verschiedenen Theatern und (Performance-)Künstler_innen zusammen. Zuletzt erschien ihr Roman „Wohin wir gehen“, in dem sie sich mit Identität und Herkunft befasst.

(Foto: © Jan Konitzki)